

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 29

Artikel: Heuet vor fünfzig Jahren [Schluss]

Autor: Schmid-Marti, Frieda

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bekannt, besonders in der Bielersee- und Neuenburger-Gegend. Über Orvin (obenher Biel) hinaus hatte ich es jedoch nicht gebracht, auch nicht im Militärdienst, der mich in der Rekrutenschule in das Seeland geführt hatte. Ich freute mich ungemein auf die Fahrt in das unbekannte Land, auf die Leute, die ich dort treffen würde und auf die Erlebnisse, die nach dem langweiligen Bureauleben und eintönigen Alltag meinem Dasein eine andere Richtung, einen romantischen Sinn geben sollten. Der Gedanke an eine mögliche Schlacht mit irgend einem unserer Nachbarn hat sich bei mir nie festgesetzt, tatsächlich war ich diesbezüglich ganz ohne Sorgen. Ob es unverwüstlicher Optimismus war oder der ungestüme Drang nach „Erleben“ einer an Freuden armen Jugend, ich weiß es nicht zu sagen. Wahrscheinlich von beidem etwas. Wie man mit seinem Schidjal, seinem Empfinden und Sehnen nie allein dasteht, vielleicht sogar staunen würde über die große Zahl gleichgearteter Mitmenschen, war ich in meinen Gedanken eins mit vielen, vielen andern Kameraden. So wenig glaubhaft und widersinnig es erscheinen mag, die Jahre der Grenzbefestigung waren die glücklichsten Zeiten meines Lebens. Das brachte es mit sich, daß ich mit Leib und Seele darin aufging, die härtesten Strapazen spielend überwand und daß kein noch so mieses Hundewetter, weder Müdigkeit, Durst noch Hitze meine gehobene Stimmung zu trüben vermochte. Der Dienst bedeutete für mich keine sogenannte Frohn, sondern „Freiheit“ im vollsten Sinne des Wortes.

Doch gehen wir zurück in die Eilgutgasse. Nach zwei Stunden Wartens, die man mit Plaudern, Rauchen und Teetrinken vertrieb, konnten wir einsteigen. Unser Zug kam genau vor einen Wagen zweiter Klasse zu stehen, wir 50 Mann verfügten somit wie die Offiziere über Polstersitze. Die meisten machten es sich denn auch wie richtige „Neureiche“ bequem, räkelten sich mollig, zündeten die Pfeife an und genossen während einigen Stunden das Leben eines reichen Mannes, der sich eine Fahrt II. Klasse zu leisten vermag. — Wir waren unser Fünf, die auf diesen schwelgerischen Genuss gerne verzichteten und es uns auf den Trittbrettern bequem machten. Dort war es nämlich in der zu erwartenden Hitze des Tages viel angenehmer, es bot sich unbehinderter Ausblick nach beiden Seiten, was beim Durchfahren unbekannter Gebiete von unschätzbarem Vorteil ist. Im Laufe des Tages wurde troch geöffneten Fenstern die Gemütlichkeit in den wärmespendenden Polster-Coupés getrübt. Man beneidete uns um die Freiluftsitze, doch gaben wir sie nicht her.

Es war bald sieben Uhr, bis wir endlich losfahren konnten. Schon recht viele Frühaufsteher beiderlei Geschlechts hatten sich auf den Passerellen postiert, wie wir mit Sang und Klang endgültig von Bern Abschied nahmen. Auf wie lange? Zufällig erblickte ich beim Wegfahren auf der Überführung nach der Speichergasse meinen jüngern Bruder, der als Vorunterrichtsschüler freiwillig mit dem Landsturm Dienst tat und hier nun Schildwache stand. Ich hätte es an seiner Stelle auch nicht anders gemacht.

Schon auf der Strecke bis Biel gab es viel zu sehen: Schildwachen auf den Eisenbahnbrücken, karabinerbewaffnete Streckenwärter, das Lokomotivpersonal sämtlicher kreuzenden Züge mit der eidgenössischen Armbinde geschmückt. Auf den Feldern erblickten wir auffallend viele Frauen und Mädchen und wenig Männer. Alle winkten oder riefen uns zu. Wir fühlten es, alle diese Herzen schlugen im Gleichklang derselben patriotischen und doch bangen Gefühle. Es war ein allerleichtes bewegtes Abschiednehmen der engern Heimat.

In Biel mußten zwei Lokomotiven vorgespannt werden, die uns feuchend die Taubenlochschlucht hinauf nach Sonceboz und dann nochmals steigend über Pierre Pertuis nach Tavannes schleppen. Bis dorthin wurde es beinahe Mittag, denn das Tempo war sehr gemächlich, was nicht

anders möglich war bei dem ungeheuren Truppentransport, der alle fünf Minuten die Strecke passierte. Von Zeit zu Zeit überholen wir auf der Straße, die sich dem Bahngleise entlang zieht, marschierende Truppen der zweiten Division, Artillerie-Abteilungen, Trainkolonnen und Kavallerie-Schwadronen. Singend und windend grüßen wir uns. Dem 9. Regiment von der II. Division, das sich in Reconvillier befand und in der Nacht alarmiert worden war, um zu Fuß Delsberg zu erreichen, war, wie man später hörte, als Vorsichtsmaßregel das Singen verboten worden. Bei mehr als 20 Kilometer Entfernung von der Landesgrenze! Eines jener unsinnigen Gerüchte über einen französischen Einbruch in der Ajoie soll der Anlaß hiezu gewesen sein! (Fortsetzung folgt.)

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti.

(Schluß.)

Plötzlich schreit der Seppli: „Jetz überhöme mer z'Morge!“ Wirklich: Durchs Mattenweglein kommt Mädeli mit dem weißen Armkorb und dem Steingutkrug. Es trägt dazu noch eine Holzgabel in der einen Hand. Groß und schlank schreitet es daher, sittsam und sauberlich. Über dem fältigen Rittel trägt es die grobe, selbstgeplommene Schürze. Das einfache, schneeweisse Hemd mit den bauchigen Ärmeln wächst aus dem schwarzen Mieder grob und kunstlos und umschließt doch reizvoll den schlanken, gebräunten Mädelhals. Mädeli stellt den Korb unter den großen Eichbaum, die Kanne daneben und ruft: „Hurti ho z'Morgen ässe! D'Rösti hautet süss!“ — Die Männer legen die Sensen nieder, waschen im Bach die Hände und trappeln hinzu.

Mädeli nimmt die Röstiplatte aus dem Korb und stellt sie ins tauige Gras, langt jedem einen Löffel, schneidet vom mächtigen Brotlaib Riesenstücke herunter und verteilt sie. Aus dem schneeweissen Zwächeli (Serviette) widelt es die fünf roten Chacheli, füllt jedes mit dampfendem Kaffee und reicht sie in die Runde. Zuletzt holt es selber nieder und greift zu. — Der Durs liegt bäuchlings und läßt es sich schmecken. Sami kniet neben dem Korb und reibt den Arm, daß er die Röstiplatte erlangen mag. Der Netti lehnt den müden Rücken an den Eichstamm. Seppli holt auf gekreuzten Beinen und kaut mit vollen Bädern. Er führt die gehäussten Löffel Rösti mit sichtbarem Behagen zum Munde.

„Hoffetlig liegt der Bormäder bim Aesse o iche wie bim Wärche“, neckt der Netti.

Aus dem nahen Wäldlein schlägt leises Vogelgezwitscher. Der nahe Bach rieselt und gluckst. Ein frischer, herber Geruch von geschnittenem Gras steigt aus der Wiese. Schon vergoldet der Sonne Licht die Spitze des Berggründens. Durch die herabhängenden Zweige des Eichbaumes sickert es gedämpft auf die Ruhenden. Der Netti blinzelt mit müden Augen in das grünbesonnte Schattendach.

„So Manne“, sagte er nach dem Essen, „mir löh 's Stümpeli em Lümpli. Am Bach noh mueß me no stumpe, ghörsch Seppli? Mir angere göh go worbe.“ —

Mädeli und die Männer ergreifen die Holzgabeln, stellen sich jedes an eine Mahde und zetten das schwere, tauige Gras. Wie grüne, wallende Fähnen wirbelt es um die Köpfe. „Siebe Gable pou i der Luft, u die achtli im Schwung“, lacht der Netti, so het me aube gseit. Jungi Arme sott das höinne verrichte, aber miner si z'glästabelig worde.“ — Er zettet bedächtig und gründlich der Sonne das üppige Gras dar.

Endlich ist die letzte Mahde gezettet, der letzte Grasbügel geschnitten. Der Netti ergreift Sense und Gabel, schwingt sie auf die Schultern und sagt: „Sägnis Gott üses

Wärch, är gäb, daß dä Säge guet unger Dach hömi. " Die Jungen ergreifen ihre Werkzeuge, Krug und Korb und nun geht es, müden Schrittes, aber unter Lachen und Scherzen heim zu.

Nun reihen sich die Tage aneinander, einsförmig in ihrer Arbeit, einer härter als der andere.

Vor Tau und Tag, an jedem Morgen singen die Sensen ihre Lieder, da und dort. Wiese um Wiese sinkt in den Sonnenraum. Was am Morgen noch grün und lebendig wogte und wellte, liegt gegen Abend in weiter, welkender Spreite.

Nachmittags donnern die Wagen durch die Dorfgassen. Die Hufe der Rosse schlagen schwer auf. — Bei klarem Himmel nimmt man sich Zeit, wenn aber gewitterschwangere Wolken aufsteigen, jagen sie Menschen und Tiere in wilde Eile. Da hödelt auf manchem vorbeisprengendem Wagen ein altes Muetterli, ein lahmes Nenneli, ein schütterer Großätti. „Zuecheräche u zämemache ha o die usrangierti Mannschaft“, pflegte Bärenwirts Dolf zu sagen.

„Hüt gits acht Füeder n ztue“, sagt am Mittwochmittag der Netti im Sternenried. „Hüt hei mer Wärch a der Chunke.“

Kurz nach dem Mittagessen fährt Mutter Bäbeli mit dem Zimiskorb und dem „Dudeli“ (kleine Korbflasche) auf die Aegertenmatte. Schon beim Mittagessen hatte sie erklärt: „Hüt Nohmittag rüden i de o us.“

Der Hämii hält das Leitseil fest in der Faust. Er hat vier Wagen zusammengekoppelt. Da heißt es aufpassen, daß die Rosse gut gehen und die Wagen den Rank finden. —

Draußen auf der Wiese lüpft er sein Müetti gar sorglich vom Wagen. „Do ha-n-i für Euch e liechte Räche usegluecht“, sagt er und reicht denselben der Mutter mit linkischer Gebärde. „Danck heigisch“, sagt diese, „aber i hätt e schwärere o no möge. Ißh das jeß eine vo dene neumödiche wäutsche? — E styfe u gäbige ißh es de nadisch, das mueß i scho säge.“ — Sichtlich erfreut ob der zarten Aufmerksamkeit ihres Sohnes, beginnt sie ihr Werk und zieht den Rechen gar emsig dem Bachbord nach. —

Und nun türmen sich die Wagen, einer nach dem andern. Einer nach dem andern schwankt von der Wiese und wird mit Peitschenknallen, mit Hüst und Hott eingefahren. Auf der Aegertenmatte wird nichts befohlen und doch geht alles wohlgeordnet seinen Gang.

Seppli steht bei den Rossen und wehrt die Bremser. Durs ladet die Füder, spannt die gewaltigen Arme aus und empfängt Samis und Karis Gableten wie ein König. Der Wagen ist sein Tron, das Heu sein Reich. Das Dröhnen ist eine Kunst, die nicht jeder kann und manchem Neuling gerät das Füder „überort“, oder verrutscht, daß es jämmerlich vom Wagen „tschöderlet“.

Bardi Chlaus, der Netti und Breni, die alte Magd, machen zusammen und werfen das Heu an Walmen. Mädeli und Elise rechen dem Füder nach. Alles geht scheinbar bedächtig, aber es geht unentwegt und sicher dem Ziele entgegen.

Die Sonne steht schon tief im Westen, wie der Durs das achte Mal vom hohen Füder ruft: „Gäbit der Bindbaum! U dir, Meitscheni, rächet ab! Schrähet das Füder wie nes hübsches Meitschi wo z'Tanzsündig wott.“ — Und Mutter Bäbeli trappet hinzu und befiehlt: „Löt de d'Abrächte am Bode liege für Bardì Chlausen Geiße. Aer ißh i de große Wärch o ne gäbige Chummerzhülf! U we mir ab der Matte sn, ha ner no der Räche schleipfe. Das git no viel.“

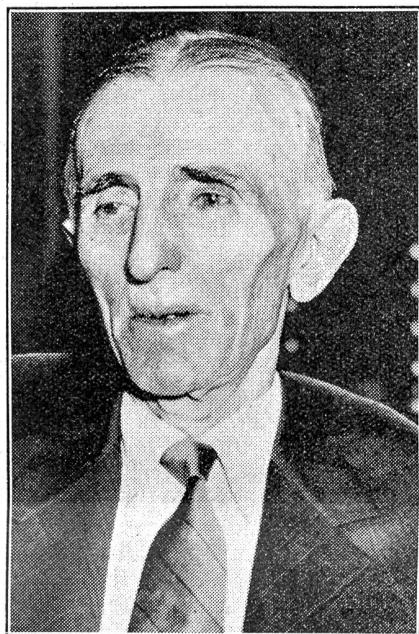
Endlich ist alles daheim. Da erst beginnt das große und mühselige Werk des Abladens. Die Sensen werden neu gedengelt, das Vieh versorgt, gegrastet und „gässe mueß me o ha, un im Heuet bruchs öppis unger Zäng ...“, sagt Mutter Bäbeli.

Und doch wird es endlich auch still unter dem tieffallenden Dach. Nur der Brunnen rauscht tief und geheimnisvoll vor dem nächtlichen Haus, eine Kuh rasselt im Stall mit der Kette, und muht leise.

Das ist die Stunde, wo alle Wiesen noch einmal nächtlich in die weichwellige Luft ihren Duft verströmen. Es ist, als ob unter dem weitausladenden Dach Blumen und Gräser zu neuem Leben erwachten und alle Süße und Wohlgerüche ihres jählings gebrochenen Blumenlebens der stillen Nacht schenken.

Hat Tesla die Todesstrahlen erfunden?

Der berühmte Erfinder Nikola Tesla, zurzeit 77 Jahre alt, Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, behauptet, sogenannte „Todesstrahlen“ entdeckt zu haben. Zur Er-



Dr. Nikola Tesla.

zeugung der Strahlen sei eine Spannung von 50 Millionen Volt nötig. Die Strahlen sollen in der Lage sein, 10,000 Flugzeuge auf eine Entfernung von 250 Meilen und ganze Armeen zu vernichten; nur allerstärkste Stahlplatten könnten ihnen Widerstand leisten. Dr. Tesla, den unser Bild zeigt, beabsichtigt, seine Erfindung der Genfer Abrüstungskonferenz vorzulegen.

Rundschau.

Profiteure des 30. Juni.

Reichskanzler Hitler hat vor dem deutschen Reichstag, der aus lauter disziplinverpflichteten Nazis besteht, seine Rechtfertigungsrede gehalten und 77 Todesopfer zugegeben, und der Reichstag dankte ihm für sein Zugreifen. Die ausländische Presse registrierte diese Rede mit dem gleichen Miztbrauen wie schon die früheren Erklärungen, und es waren natürlich Engländer, die hervorhoben, wie der Chef des Dritten Reiches kein Wort des Bedauerns für die erschossene unschuldige Frau von Schleicher gefunden. Daß Herr Hitler die Geschehnisse zu seinen eigenen Lasten nahm, kann ebensogut Mangel an Gefühl für die ungeheure Tragweite der Dinge sein wie wirkliche Entschlossenheit, die Schicksale Deutschlands zu lenken und zu verantworten. Fast möchte man das erste glauben, und zwar, weil die Erledigung der S. A.-Führer weit eher von